

Predigt vom 26. August 2012 in der Stiftskirche Stuttgart

Eröffnungsgottesdienst zum Musikfest Stuttgart 2012 unter dem Gesamthema „Glaube“

Prof. Dr. Hans-Joachim Eckstein über Hebräer 11, 1 (1-3.8-10)¹

„Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht“ (Hebr. 11,1).

I

„Glaube!“ – liebe Festgemeinde, meinen größten Respekt gegenüber denjenigen, die dieses Thema nicht nur für diesen Festgottesdienst, sondern für das gesamte Musikfest Stuttgart gewählt haben. Glaube – ist das denn ein Thema, mit dem man in der heutigen Zeit noch eine Stadt bewegt? Ist Glaube etwas, was eine Mehrheit unserer Bevölkerung heute noch beschäftigt?

Wenn wir eben eindrücklich gemeinsam das Glaubensbekenntnis gesprochen haben, ist es vielleicht manchem so vorgekommen, als würde eine alte Zeit mit mächtigen Worten und großen Inhalten in unsere Gegenwart hineinragen. Vielen mögen diese zuversichtlichen Aussagen und gewissen Bekenntnisse fast etwas fremd erscheinen. Wenn unsere jungen Sängerinnen und Sänger ihren Freundinnen und Freunden erzählen, was sie da so tun, wenn sie geistliche Werke singen, wenn sie zum Thema „Glaube“ ein Musikfest mitgestalten und dann auch noch in einem Gottesdienst – löst das nicht teilweise Befremden aus? Ist Glaube nicht etwas Naives? Ist Glaube nicht etwas Veraltetes, Vorkritisches und Kindliches, das wir nur schwer in unsere Neuzeit übersetzen können? Aber schauen wir genauer hin: „Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht.“

Schon in den alten Texten der Psalmen – wie wir sie eben gemeinsam gesungen und gebetet haben² –, schon in den Texten des Neuen Testaments sind Glaube und Hoffnung, von denen hier geredet wird, alles andere als naiv, alles andere als der Ausdruck einer simplen Weltsicht und eines Traums von einer heilen Welt. Ganz im Gegenteil: zwischen Zweifel und Gottvertrauen steht der Glaube von Anfang an. Man kann sogar sagen, dass überhaupt nur da von Glauben geredet wird, wo sich eine Spannung einstellt zwischen

¹ Vor der Predigt wurde das Lied „Jesu meine Freude“ (EG 396,1+6) und nach der Predigt das Lied „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich“ (EG 351,1-3 +13) gemeinsam gesungen.

² Der Gottesdienst wurde durch den Jungen Chor der Bachakademie eröffnet mit *In te speravi, Domine* / „Auf dich habe ich meine Hoffnung gesetzt, Herr“ von Orlando di Lasso (1532-1594); und Psalm 71 (EG 732) wurde von der Gemeinde gemeinsam gebetet.

dem Erhofften und Erwarteten einerseits und dem Erfahrenen und Wahrgenommenen andererseits. Von Glaube und Hoffnung wird gesprochen, wenn ein Widerspruch erlitten wird zwischen der heilen und versöhnten Welt, von der man träumt, und der unerlösten Wirklichkeit, die man erfährt. Es geht beim Glauben gerade um den Gegensatz zwischen den Idealen, an denen man sich orientiert, und dem Schicksal, das einem begegnet. Da, wo wir selig leben und erfüllt sehen, was uns wertvoll ist, da wo wir unmittelbar fühlen und erleben können, was der Inhalt unserer Hoffnung ist, da sprechen wir nicht von „glauben“, sondern von „schauen“.³ Der Glaube ist gerade die Fähigkeit, nicht im Hier und Jetzt aufzugehen, sich nicht an seine momentanen Gefühle zu verlieren, über den gegenwärtigen Schmerz nicht seine Ideale und Hoffnungen zu verlieren.

Wer die Psalmen wie unseren Psalm 31 oder 71 weiterliest, der hört nicht nur „auf dich habe ich meine Hoffnung gesetzt, ich sprach, du bist mein Gott, in deinen Händen liegt mein Geschick“, sondern er erfährt auch von der Klage, der Verzweiflung und dem Schmerz, in denen die Beter sich durchringen zu ihrem Gott. Glaube ist gerade die Kunst, eine erlittene Wirklichkeit mit einer erhofften Realität zusammenzubringen. Glaube ist die Fähigkeit, aus einer zugesagten Gewissheit zu leben, auch, ja gerade wenn die unmittelbare Wahrnehmung der Hoffnung zu widersprechen scheint. Denn der Glaube hat nicht, was er sieht, im Blick, sondern das, was er – noch – nicht sieht!

Hörten wir doch eben von den sogenannten „Vätern des Glaubens“, von Abraham, Isaak und Jakob,⁴ dass sie sich im Glauben auf den Weg machten. Was machte ihren Glauben aus? Nicht dass sie eine heile Welt erlebten und alle ihre Hoffnungen schon erfüllt sahen. Sondern sie hatten den Zuspruch und die Segenszusage erfahren, und sie folgten dem Aufruf zum Neuen und zur Ferne. Sie machten sich auf, obwohl sie das Ziel noch nicht kannten, das ihnen verheißen war. Sie ließen los, sie konnten zurücklassen und Abschied nehmen und machten sich auf den Weg. Sie lebten, wie es heißt, in Zelten, d.h. im Bewusstsein der Vorläufigkeit und Vergänglichkeit ihrer gegenwärtigen Situation. Sie lebten, wie wir sagen würden, „aus dem Koffer“, in dem Wissen, dass der Ort, an dem sie waren, noch nicht das verheißene Land war, von dem her sie ihre Kraft und ihre Hoffnung bezogen.

Was bedeutet dann Glauben? Glauben bedeutet verlassen, um zu finden, ablassen, um zu beginnen, loslassen, um zu ergreifen, sich verlassen, um sich zu gewinnen. Glauben bedeutet, sich auf Gott zu verlassen, um in ihm gelassen zu sein. Denn der Glaube gibt die Kraft, gegen den Augenschein weiterzugehen. Glauben bedeutet, sich nicht von seinen momentanen Gefühlen abhängig zu machen, einer negativen gegenwärtigen Erfahrung

³ Vgl. 2 Kor 5,6; Röm 8,24f.

⁴ Als Schriftlesung wurde zuvor Hebr 11,1-3 und 8-10 verlesen: „⁸Durch den Glauben wurde Abraham gehorsam, als er berufen wurde, in ein Land zu ziehen, das er erben sollte; und er zog aus und wusste nicht, wo er hinkäme. ⁹Durch den Glauben ist er ein Fremdling gewesen in dem verheißenen Lande wie in einem fremden und wohnte in Zelten mit Isaak und Jakob, den Miterben derselben Verheißung. ¹⁰Denn er wartete auf die Stadt, die einen festen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.“

nicht ausgeliefert zu sein, sondern eine momentan nicht sichtbare positive Realität im Auge zu behalten und durch sie eine neue Perspektive zu gewinnen. Kränkungen und Enttäuschungen werden dabei sehr wohl wahrgenommen und ausgesprochen, aber sie können die Gewissheit nicht zerstören. Einsamkeit und Angst müssen nicht verleugnet und überspielt werden, aber schon in der Klage Gott gegenüber erfahren die Einsamen, dass sie nicht allein sind. Im Glauben verlieren wir uns nicht an unsere gegenwärtige Situation, sondern finden gerade wieder zu uns selbst – durch den, dem wir vertrauen, und durch die kommende Zukunft, auf die wir gewiss zugehen dürfen.

II

Wenn das alles aber zutrifft, dann geht – im Sinne und zu Gunsten der Verantwortlichen für dieses Musikfest insgesamt – das Thema aus dem rein Sakralen in das Säkulare hinein, dann dringt das Thema Glaube aus der Kirche hinaus in die Stadt und aus der Christengemeinde hinein in die Gesellschaft. Denn wir leben alle in einer Welt, die wahrhaftig nicht heil und noch nicht erlöst ist. Wir leben in einem Körper, der nicht unsterblich ist, und wir leben in Verhältnissen, die brüchig sind. Wir erfahren Bestätigung, aber auch Anfragen; wir erleben Glück, aber auch Verzweiflung. Manches gelingt uns, aber wir scheitern auch; wir dürfen vieles gewinnen und ergreifen, aber wir müssen auch vieles loslassen und verabschieden. Wir können Leben zeugen, und werden doch unser eigenes irdisches Leben verlieren. Es ist gerade unser neuzeitliches und modernes Leben, das dringend Menschen braucht, die sich vom Glauben bestimmen lassen. Zugespitzt können wir sagen, dass der Glaube sich in Hinsicht auf die Wirklichkeit gerade nicht als „kindisch“ und „unreif“ erweist, sondern umgekehrt: Der Glaube ist in einer Weise erwachsen, wirklichkeitsbewusst und reif, wie wir es alle erst einüben müssen – und zwar ganz unabhängig von unserem Geburtsjahr.

Ist es ist doch ansonsten das Vorrecht der kleinen Kinder und der Tiere, dass sie ganz und gar im Hier und Jetzt aufgehen und nicht über ein Dort und Dann verfügen können. Das mag in glücklichen Augenblicken als kindliche Glückseligkeit erscheinen, in den Augenblicken von Angst, Bedürftigkeit und Einsamkeit erweist es sich aber als Ausgeliefertsein und Leid. Ein hungriges oder schmerzempfindendes Kind kann so herzerbarmend schreien, als müsste es gleich sterben. Und ein Kind, das Zuwendung, Geborgenheit und Befriedigung empfindet, das kann sich so überwältigend freuen, als erlebte es den Himmel schon auf Erden. Und wir alle wissen – aus Anschauung und eigener Erinnerung –, Freud und Leid, Glück und Verzweiflung können bei Kindern ganz nah bei einander liegen und schon innerhalb von Sekunden wechseln. Kleine Kinder leben bewundernswert im Hier und Jetzt – und sind doch auch zugleich dem Hier und Jetzt zunächst ganz ausgeliefert. Sie müssen es erst lernen, dass das Loslassen und das Zurückgelassenwerden nicht endgültig sein müssen. Sie können das Vertrauen gewinnen, dass ihre Mutter gewiss morgens wieder an

ihrem Bettchen erscheinen wird, an dem sie sie am Abend verabschiedet hat. Das aber bedeutet Vertrauen und Glauben zu lernen.

Der Glaube ist in der Lage, den Reichtum unserer Vergangenheit präsent zu halten, sich daran zu erinnern, was wir an Zuwendung schon geschenkt bekommen und an Leben bereits erfahren haben. Der Glaube kann sich an die erlebte Liebe erinnern, wo gegenwärtig Einsamkeit erlitten wird. Und das andere: Der Glaube ist in der Lage, eine missliche Situation, eine schmerzhaft eingeschränkte Lage zu ertragen – und zwar um der kommenden Ziele willen. Denn der Glaube weiß um die Vorläufigkeit der Gegenwart und um die Realität der gewonnenen Erfahrung wie der gewissen Hoffnung; er kann vorläufig leben und bewusst unterwegs sein.

Das brauchen wir in unserer Kirche, in unserer Stadt, in unserem Land – ich sage nicht zu viel – das brauchen wir in unserer gegenwärtigen Welt. Wir alle brauchen es dringend, dass wir aufstehen und zuversichtlich sind, dass wir loslassen und neu zugreifen, dass wir uns – trotz allem – aufgrund des Zuspruchs und der Verheißung neu auf den Weg machen. Wer selbst so hofft, kann anderen Hoffnung schenken. Wer sich selbst nicht auf seinen momentanen Zustand und seine eigene Erfahrung reduziert, der kann auch anderen Zuversicht vermitteln. Das braucht diese Gesellschaft: Menschen die andere lieben können, nicht nur, wie sie selbst gerade Anerkennung und Zuwendung erfahren, sondern weil sie sich unabhängig von momentanen Gefühlen von ihrem Gott geliebt wissen und von ihm Wertschätzung erfahren; Menschen, die sich an diesen Gott der Liebe – auch wenn sie ihn gerade nicht in ihrer Alltagserfahrung sehen mögen – so halten, als würden sie ihn unmittelbar sehen.⁵ Denn nur wer so im Glauben aus der Liebe lebt, kann lieben, wo er abgelehnt wird, kann segnen, wo er verflucht wird, kann anderen vergeben, wo er selbst doch Unrecht erfährt. Lieben, wo wir nicht geliebt werden, können wir allenfalls, wenn wir gewiss aus der Erfahrung überwältigender Liebe kommen und in die feste Hoffnung einer versöhnenden und endgültig erlösenden Liebe gehen – eben dann, wenn wir glauben und vertrauen können.

Unsere junge Generation wird oft im Hinblick auf ihre Mutlosigkeit und mangelnde Initiative angeklagt, und wir Älteren erinnern uns – gewiss auch ein Stück verklärend – an die frühere Zeit, in der wir uns unter äußerlich ärmeren Bedingungen selbst auf den Weg machten und unsere Zukunft gestalteten. Wir erinnern uns an entbehrensreiche, aber zukunfts- und hoffnungsvolle Zeiten unserer Jugend nach dem Krieg oder in den fünfziger- und sechziger Jahren. Wir sollten unserer Jugend aber ihre Zukunft vor Augen stellen. Wir müssen unserer Jugend Glauben vorleben und eben so Glauben nahe legen. Glauben als Aufbruch aus dem Hier und Jetzt. Glauben als Leben – nicht nur in dem, was ich augenblicklich gerade präsent habe an „Kommunikation“, sondern – aus dem Reichtum einer menschlichen Geschichte von Jahrtausenden an Beziehung und Mitteilung, nämlich an

⁵ Anspielung auf den Fortgang des Predigttextes in Hebr 11,27: „Denn er hielt sich an den, den er nicht sah, als sähe er ihn“.

Zuwendung und Selbstmitteilung Gottes und der Menschen. Leben aus dem Reichtum der Gemeinschaft, auf deren Vollendung und Erfüllung wir allemal erst zugehen.

Wir müssen auch als Kirche Glauben wieder lernen. Landauf landab reduziert sich doch unser kirchliches Reden auf das Lamentieren und Klagen, wir hätten unsere besten Zeiten schon hinter uns und es würde mit uns weniger werden – den heutigen, gut besuchten Gottesdienst einmal ausgenommen! Aber die Kirche Jesu Christi hat ihre *Hoch*-Zeit noch vor sich, denn die *Hochzeit* des Bräutigams – Christus – mit seiner Braut – der Gemeinde Jesu Christi –, haben wir noch vor uns.⁶ Und ich möchte uns nur daran erinnern, wie oft wir in unserem persönlichen Leben schon selbst in Vorfreude plötzlich Kräfte freisetzen konnten, wenn wir ein Ziel hatten, wenn wir von etwas gewiss Eintreffendem von der Zukunft her bestimmt waren. Der Glaube ist die Kraft, der Glaube ist geradezu die Kunst, sich in der eigenen Wirklichkeit nicht zu verlieren, sondern aus einer lebendig erinnerten und gewiss erhofften Realität heraus die Gegenwart zu gestalten. Was uns loslassen lässt, bevor wir ergreifen, und uns hoffen lässt, bevor wir sehen, ist das Vertrauen.

III

„Du Zweifel an dem Sinn der Welt! Geschöpf in diese Qual gestellt, wer soll dir helfen tragen? Dein Straucheln nennst du Menschlichsein, in deine wilde Pein hinein beginnst du wild zu fragen.“⁷ Hier klagte eben mit der Stimme unseres Chores nicht ein selbst zu Unrecht Niedergeschlagener über Depressive, nicht ein subjektiv Verblendeter. Hier klagte ein Mensch mit wachem Sinn! Ja, es stimmt: unsere vorfindliche Wirklichkeit birgt in sich nicht die Kraft, die Welt zu erlösen. Unsere verfügbare Wirklichkeit, unsere eigene Erfahrung und unser Gefühl können uns nicht herausheben aus dieser Welt, um eine gänzlich neue zu schaffen. „Der Sinn der Welt“ liegt nicht auf der Straße. Wir haben es versucht, den Grund und den Sinn der Welt an sich zu finden. War es doch das Bemühen der Aufklärung und unserer Neuzeit, den Sinn des Lebens und der Welt aus sich selbst heraus mit Hilfe der menschlichen Vernunft zu erheben.

Dazu haben wir in die *Natur* geschaut und gefragt, ob nicht hier – auch unabhängig von einem fernen Gott – ein innerer Sinn und eine Harmonie zu entdecken sind. Und wir sehen die Schmetterlinge und sind entzückt. Aber dann frisst der Hase die Möhre und der Fuchs den Hasen, und den Hasen verspeist wiederum der Mensch – und wir sind irritiert, weil unsere vorfindliche Natur ambivalent erscheint. Denn die Natur vermag zugleich zu faszinieren wie zu entsetzen. Dies gilt umso mehr, wenn Naturkatastrophen plötzlich das Leben von unzähligen Lebewesen auslöschen können.

⁶ Anspielung auf Offb 19,6-9; vgl. Mk 2,18-20; Joh 3,29; Eph 5,23-27 Offb 21,9.

⁷ Vgl. Paul Hindemith (1895-1963), „Du Zweifel“ aus Zwölf Madrigale, das zuvor durch den Jungen Chor der Bachakademie zum Vortrag kam.

Wir haben auf die *Geschichte* geschaut und haben – oft auch in Theologie und Kirche – versucht, Fortgang und Entfaltung der Geschichte als ideal, sinnstiftend und zielführend darzustellen. Lange Zeit wurden viele von uns von der Zuversicht und dem innerweltlichen Glauben bestimmt, dass sich vom Ablauf der Geschichte her Hoffnung und Sinn gewinnen lassen. Ja, manche konnten die Entwicklung der Geschichte – oder zumindest die Entwicklung der Kirchengeschichte – gar als Entfaltung des „Reiches Gottes“ in der Welt verstehen. Aber es kam der Erste Weltkrieg und dann kam der Zweite Weltkrieg und all das Elend, das Menschen Menschen im letzten Jahrhundert antun konnten, und es musste auch der letzte Philosoph und der letzte Theologe den Versuch aufgeben, den Sinn der Welt eindeutig und zweifelsfrei aus der Geschichte ableiten zu wollen.

Nun können die Jungen unter uns, nun kann unser junger Chor vielleicht sagen, „Vergiss die *Vernunft*, vergiss die *Natur*, vergiss die *Geschichte*, ich sehe mein *eigenes Leben!*“ Und ihr habt ja recht: Am Anfang des Lebens geht einem selbst die Sonne auf wie dem jungen Tag bis hin zum Zenit am Mittag. Da kann man das Leben – so man es denn behütet und bewahrt erleben darf – zuversichtlich und getrost als in sich sinnvoll und ungebrochen lebenswert empfinden. Es ist das Vorrecht der Jugend, die eigenen trügerischen Illusionen und die begründeten Hoffnungen noch ungetrübt vermischen zu können und seine Zuversicht aus der eigenen Lebensperspektive zu gewinnen. Aber irgendwann einmal holt uns die Wirklichkeit ein, und wir können – allzu oft auch schon als junge Menschen – plötzlich merken, wie wir wider Erwarten scheitern, wie wir gegen alle Zusagen verlassen werden, wie wir loslassen müssen, bevor wir richtig ergriffen haben, und verlieren, bevor wir wirklich gewonnen haben. Auch – und gerade – unsere *Biographien* sind ambivalent! Keiner hat ein nur erfüllendes, erlöstes und unangefochtenes Leben von Anfang bis Ende. Wir sind – bei allem Sinnvollen und Lebenswerten – zugleich auch von Krise, Verlust und Zweifel bestimmt.

IV

Aber, zum Schluss: Wie kann man dann diesen Glauben lernen? Wie kann man das Hoffen wieder gewinnen? Wie wird man „erwachsen“ im Glauben? Und wie gewinnt man eine neue Ursprünglichkeit jenseits der Einsicht in die Unberechenbarkeit des Lebens und in die Unausweichlichkeit des Zweifels? Es ist zwischenmenschlich wie im Verhältnis zu Gott: Glaube, Vertrauen und Zuversicht können wir nicht aus uns selbst heraus produzieren. Wir können sie nicht „machen“. Sie entstehen in Beziehung! Wie lernt ein Kind Vertrauen? Durch Zuwendung, Annahme und Anerkennung. Wie lernen junge Menschen miteinander ihre eigenen Grenzen und Stärken zu ermessen? In Gemeinschaft und in wechselseitiger Wertschätzung und Anerkennung!

Glaube bedeutet nicht nur, ein Glaubensbekenntnis zu sprechen – so sehr es dazu gehört, dass wir inhaltlich sagen können, an wen wir glauben und was unsere Hoffnung und Zu-

versicht begründet. Glauben bedeutet vor allem und vorrangig *vertrauen*, sich *auf jemanden verlassen* können – deshalb weil man Zutrauen, Liebe und Wertschätzung erfahren hat. Es wird sogar von Jesus Christus, der als der Sohn Gottes selbst erkannt und bekannt wird, es wird selbst von ihm gesagt, dass seine Wirklichkeitserfahrung in seinem irdischen Leben und in dieser Welt ihn bis zur Verzweiflung trieb, dass er mit den Worten des Klagepsalms, Ps 22, schrie „Mein Gott! Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ bzw. – mit den eben vernommenen Worten von Ps 31⁸ – „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“. Aber er konnte mitten in der Anfechtung „Mein Gott! Mein Gott!“ sagen. Er konnte – wie wir es eben hörten⁹ – mitten im Leiden Gott vertrauensvoll seinen „Vater“ nennen. Der, der wie kein anderer, allein aus Gott, dem Vater, und seiner Liebe lebte, hat vor uns, für uns und an unserer Stelle selbst noch im Sterben festgehalten an der Liebe seines himmlischen Vaters. Er hat vertraut und für uns die äußerste Einsamkeit und den Verlust des Lebens ertragen, damit wir fortan in Zuversicht und Glauben mit ihm und für ihn leben können.

Der Glaube gründet in der Liebe! Nur wer geliebt wird, ist sich seiner selbst und seines Lebens gewiss. Der, der wertgeschätzt wird, ist in der Lage, Hoffnung zu ergreifen. Der, der in einer Beziehungswirklichkeit lebt, wird gestärkt für die Einsamkeit. Die Fähigkeit zu vertrauen gründet im liebenden Zuspruch und in der verlässlichen Zusage. Dazu können wir uns im Namen dieses glaubwürdigen Gottes gegenseitig einladen. Dazu können wir uns im Sinne und im Geiste Jesu Christi ermutigen. Dazu sind wir als Kirche in diese Stadt gestellt, um dies glaubwürdige Leben und diesen lebenswerten Glauben Menschen vorzuleben und zu bezeugen: Ich glaube trotz meiner Zweifel. Ich blicke auf und vertraue trotz aller Enttäuschungen. Ich bin geliebt und möchte lernen zu lieben – auch da, wo ich auf Hass und Ablehnung stoße. Ich möchte meine Hoffnung nicht aufgeben, auch wenn so vieles in meinem Leben gegen sie spricht. „Denn es ist der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht.“¹⁰

Amen¹¹

⁸ Vgl. das zuvor gesungene *In te speravi, Domine* als Vertonung von Ps 31.

⁹ In Aufnahme des dritten Verses von „Du Zweifel“ von Paul Hindemith: „Der Eine, der es alles lenkt, die Stimmen ineinander mengt, er wird auch dich erkennen. Auf dass du, hält er’s an der Zeit, nach Warten, Nacht und Einsamkeit, ihn mögest Vater nennen.“

¹⁰ Der Gottesdienst wurde mit dem Vortrag von Hugo Wolfs (1860-1903) „Gottvertrauen“ durch den Jungen Chor der Bachakademie abgeschlossen: „An Himmelshöh’n die Sterne geh’n in fester, stiller Bahn; der Mensch, das schwache Kind der Zeit, blickt zu der ew’gen Herlichkeit mit glaubensvollem Trost hinan.“

¹¹ S. zur Vertiefung der ausgeführten Gedanken H.-J. Eckstein, *Du bist ein Wunsch, den Gott sich selbst erfüllt hat*, Holzgerlingen 2012, ders., *Glaube als Beziehung. Von der menschlichen Wirklichkeit Gottes*, Holzgerlingen 2010; ders., *Du liebst mich, also bin ich. Gedanken, Gebete und Meditationen*, Holzgerlingen 2009.